

Wiener Zeitschrift

f ü r

Kunst, Literatur, Theater und Mode.

Herausgeber und Redacteur: Friedrich Witthauer.

217

Montag, den 12. December 1842.

Eine wirkliche Begebenheit in London.

An einer der vier Ecken, wo zwey der lebhaftesten Straßen Londons, the New-road und Tottenham-court-road sich kreuzen, stand während meines Dortseyns und steht vielleicht noch ein Bäckerladen. Wer aber, wie ich, im Jahre 1838 an diesem Laden vorübergegangen ist, einen Blick in das Innere geworfen und nicht umhin gekonnt hat, ihn auf einer weiblichen Gestalt hinterm Ladentische ruhen zu lassen, der erinnert sich jedenfalls, daß diese Gestalt ein Mädchen seltener Schönheit war, das kaum den achtzehnten Frühling gesehen haben mochte. Sie hieß *M a r i e*, und: „Ich begreife nicht, *M a r i e*,“ sagte eines Tages ihr Vater, „was der junge Mann, der jeden Morgen hier vorübergeht, und den ich für einen Schotten halte, in unserm Laden eigentlich zu mustern findet. Unter zwey bis drey Minuten setzt er keinen Fuß weiter. Kennst du ihn etwa?“

„Nicht mehr als Sie, Vater,“ antwortete *M a r i e*. Der Bäcker sah seiner Tochter scharf in die Augen, und je länger er sie ansah, desto röther wurde sie. „Ich will nicht glauben, *M a r i e*,“ fuhr er fort, „daß du mich täuschest. Du weißt, wie sehr dein alter Vater dich liebt, und daß dein Glück das letzte Ziel meines Lebens ist. Seit deine Mutter gestorben ist, wüßte ich nicht, wofür ich lebte, wenn du nicht wärest, und es würde mir hart eingehen, mich von dir zu trennen. Gleichwohl begreife ich, daß du heirathen wirst und heirathen mußt. Solltest du aber zu dem jungen Manne eine —“

„Liebster, bester Vater,“ unterbrach *M a r i e*, „ich habe nie mit ihm gesprochen, er nie mit mir.“

Kaum waren diese Worte über ihre Lippen, so trat der junge Mann in den Laden, und beehrte a french roll, eine französische Semmel. Daran war durchaus nichts Ungewöhnliches, wenigstens nichts, was *M a r i e*n verlegen machen konnte. Dennoch zitterte die Hand, die ihm die Semmel reichte, und es schien wirklich, als habe sein früherer Anblick sie nicht so gleichgültig gelassen, wie ihre Antwort es dem Vater andeuten sollte. War das Mangel an Vertrauen, Mangel an Aufrichtigkeit? — Nein, *M a r i e* liebte ihren Vater aus Herzensgrund, und wußte nicht, was Verstellung sey. Aber wo lebt das sechzehn- oder achtzehnjährige Mädchen, das die erste Frage, ob sie von einem Manne sich bewundert glaubt, mit Ja beantwortet? — Der Fremde seinerseits

hatte offenbar keine Ahnung von der Unruhe, die er erregt, denn nachdem er gesagt, was er sagen mußte, und die Semmel empfangen, legte er das Geld auf den Tisch und ging.

Von diesem Tage an kam der Fremde regelmäßig jeden Morgen, und holte eine französische Semmel. Sprach er da gleich kein Wort mit Marien oder sie eins mit ihm, so mußte Letztere sich doch gestehen, daß er sie interessire. Das war Folge seines Gesichtes, eines von den Gesichtern, die sich unwillkürlich bemerkbar machen. Denn obwohl er, um schön zu heißen, etwas zu blaß und mager war, so blickten doch Geist und Leben, bisweilen sogar Bewunderung der lieblichen Marie aus den großen blauen Augen. Als er drei oder vier Tage später abermals die gewöhnliche Frühsemmel geholt, sagte der zufällig anwesende Bäcker: „Ist es nicht seltsam, Marie, daß ein junger Mensch, dessen Anzug und übriges Aussehen Armuth verrathen, die Verschwendung so weit treibt, französische Semmeln zu essen? Er könnte für dasselbe Geld ein gutes, großes, viel nahrhafteres Brot bekommen.“

Marien schwieg. Sie fühlte, daß der Vater recht habe, aber sie fühlte auch, daß sie dem Fremden nicht Unrecht geben mochte.

Ungefähr drei Wochen waren vergangen, seit der Bäcker seine Tochter nach dem jungen Manne gefragt, als Letzterer eines Morgens, während der Bäcker mit Marien sprach und sonst Niemand im Laden war, schnell eintrat, ein flaches Papierpaket auf den Tisch legte, den Bindfaden löste, und dem Bäcker Mariens Porträt vorhielt. Es war in Pastell gemalt und so redend ähnlich, daß der Bäcker und seine Tochter es mit Staunen betrachteten. Die Seele des jungen Mannes hing an Beyder Augen. „Gefällt es Ihnen?“ stammelte er nach einer Pause.

„Und wie sollte es nicht?“ antwortete der Bäcker. „Ich verstehe von derley allerdings nichts, sonst würde ich sagen, ein Porträt könne nicht schöner, ich meine nicht ähnlicher und vollkommener seyn.“

„Hätten Sie Lust es zu kaufen?“ fragte der junge Künstler, und seine Worte überstürzten sich, während Feuerröthe sein bleiches Gesicht bis zur Stirne überzog.

„Die hätte ich wohl,“ lächelte der Bäcker, „nur fürchte ich, der Preis geht über meine Kräfte.“

„Würden fünf Schillinge Ihnen zu viel seyn?“ stotterte der Andere und schlug die Augen nieder.

„Fünf Schillinge!“ rief der Bäcker, „fünf Schillinge für ein solches Prachtstück! Nein, lieber Herr, lieber gebe ich zwanzig, und könnte ich Ihnen zehnmal zwanzig geben — das Gemälde ist's werth.“ Dabey reichte er dem Hocherröthenden einen goldenen Sovereign, den jener hastig nahm, und mit einem: „Gott sey Dank!“ den Laden verließ.

„Curios,“ sagte der Bäcker, und sah Marien an, die purpurroth und mit nassen Augen neben ihm stand, „ein curioser Mensch das! Jedenfalls hat er dich wunderschön gemalt, Marie.“ Dann das Porträt sauber am äußersten Rande haltend trug er es in die anstoßende Schreibstube, wo es schon des folgenden Tages unter Glas und Rahmen über seinem Pulte hing.

Am nächsten Morgen und an vielen nächsten Morgen kam der junge Mann, und holte eine französische Semmel. Des Bildes geschah keine Erwähnung, wie er denn überhaupt wieder so schweigsam war, als früher. Dagegen schien er

von Tag zu Tag ärmer und magerer zu werden, und oft, wenn Marie sich umwendete, die Semmel vom Brote zu langen, ruhte sein Blick mit einem solchen Ausdruck von Schmerz und Zärtlichkeit auf ihr, daß der Bäcker, der aus seiner Schreibstube den Laden übersehen konnte, und den jungen Mann genau beobachtete, sein ehrliches Herz ganz sonderbar bewegt fühlte. Auch Marie war nicht mehr, was sie gewesen. Ihre Wangen wurden blässer, und ihre Heiterkeit seltener. Da ging eines Abends beym Thee dem Bäcker das Herz auf: „Ich will dir was sagen, Marie,“ hob er an, „der junge Mann, der liebt dich, und du liebst ihn. Still, still, ich mag nichts hören.“

Maria schloß den Mund, den sie zu einer halben Verneinung geöffnet, und der Bäcker fuhr fort: „Du wirst mir das nicht ausreden. Ich habe meine Augen und sehe die ganze Historie so deutlich, wie dort meinen Hut. Ich habe dich und ihn oft genug beobachtet, und bin ich gleich nur ein schlichter Mann, ich hab's doch gemerkt, daß Ihr einander liebt. Er hat dir's nicht gesagt — ganz richtig; das ist just, was mir an ihm gefällt, denn vernünftigerweise kann er nicht glauben, daß mir das besonders angenehm seyn würde. Ich habe mir inzwischen die Sache von allen Seiten überlegt, und das Einzige, was mir so weit an dem jungen Manne mißfällt, ist seine Vorliebe zu französischen Semmeln; doch ließe sich diese ihm wohl abgewöhnen. Dann könnte er aus seiner Malerey gewiß etwas Hübsches machen, wenn er Jemand hätte, der ihn etablirte. Und gefehlt, das Schlimmste käme zum Schlimmen, wie die Leute sagen, nun, so wäre ich am Ende auch nicht der Mann, euch verhungern zu lassen; denn unter uns, Marie, obgleich wir immer nur unserm Stande gemäß gelebt, und ich dich ganz einfach erzogen habe, sitze ich doch ein gutes Theil wärmer, als die Leute glauben. — He, was war das? es wird uns doch Niemand behorcht haben. Sieh mal vor die Thür, Marie.“

Marie sah vor die Thür in die Hausflur, aber sie sah Niemand, und doch hatte Jemand gehorcht, und zwar Jemand, den das Gespräch höchlich interessirte. James, der Altgefelle, der in der Vermuthung, daß der Meister reicher sey, als er schein, auf Marien und das Geschäft speculirte, und von der vertrauten Mittheilung in Betreff des jungen Mannes nicht sonderlich erbaut war.

(Der Schluß folgt.)

Oesterreichische Kunst in Rom.

3. Joseph Cesar's Medaille auf den Mineralogen Mohs.

Eine der Hauptmanien unserer Zeit, die Gleichheitsucht — alles möchte nemlich gleich reich, gleich vornehm, gleich begütert seyn — hat leider auch die Verherrlichung durch Werke der Bildnerkunst, welche sonst nur dem wahrhaft Großen, Hervorragenden, Nachweltswerthen den Meißel und die Begeisterung zuwandte, zu etwas Alltäglichem herabnivellirt, und die Mitwelt gibt in Bildsäulen und Medaillen von geschwindfertigen Tagesheroen und leichtfertigen Tagesheroinnen der Nachwelt archäologische Räthsel auf. Wo früher die durch die Kunst verklärte Menschengröße und das durch die Menschengröße beaeiserte Kunstwerk Hand in Hand den Weg zur Unsterblichkeit wandelten, soll der Künstler jetzt den Erscheinungen des Modegeschmackes, den vergänglichsten Kunststücken mechanischer Finger- oder ähnlicher Beweglichkeit den Weg zur Nachwelt bahnen, den er gewöhnlich selbst durch die alltägliche Behandlung eines alltäglichen Sujets verwickelt.

Um desto erfreulicher ist es, eine historisch-bedeutsame Größe der Wissenschaft durch ein mit ächt künstlerischer Weihe empfangenes und ausgeführtes Denkmal gefeyert zu sehen. Dieß Denkmal ist die Medaille, welche der kaiserliche Pensionär, Hr. Joseph Cesar, zur Verherrlichung des berühmten Mineralogen Mohs vollendet hat. Auf der Vorderseite ist das links gewendete Antlitz des Gründers wissenschaftlicher Mineralogie in schönem Basrelief abgebildet. Die edle Auffassung des geistreichen Profils, die vortreffliche Ausführung, welche, fern von aller Manier, Arroganz und Coquetterie, in ihrer edlen Einfachheit, in weicher und doch bestimmter Modellirung an die Muster antiker Glyptik erinnert (nur den Haaren wäre vielleicht hie und da mehr Bestimmtheit zu wünschen), die Verständigkeit, mit der das Relief der einzelnen Theile im Verhältnisse zu einander abgestuft ist, die Gewandtheit und Sicherheit der technischen Behandlung bestätigen das Urtheil, das wir uns vor zwey Jahren erlaubten, als wir mit der Besprechung von Cesar's erster Medaille (auf des Kaisers Amnestieact in Mailand) die Rubrik: „Osterreichische Kunst in Rom,“ in diesen Blättern eröffneten *). — Seine, die ächte, heißstrebende Künstlernatur verrathenden Fortschritte seitdem, haben die Hoffnung, welche wir für das Wiederaufblühen des Medailienschnittes in Osterreich an sein Talent knüpften, ihrer Erfüllung erfreulich näher gerückt.

Wenn wir dem Künstler aus Herzensgrunde wünschen, daß er durch nichts in dem rastlosen Vorwärtstreben sich möge beirren lassen, und daß ihm Gelegenheit werden möge, sein feltenes und dem Vaterlande zur Ehre gereichendes Talent in einer Weise, die Beyder würdig ist, anzuwenden, so haben wir wohl die Anerkennung und ehrende Erwartung aller Kunstfreunde und Kunstbesorgten ausgesprochen.

Die Rückseite zeigt ein aufgeschlagenes Buch mit den vier Grundformen der Mohs'schen Krystallehre, darüber den Vogel Minervens; Hammer und Schlägel und die unten brennende Grubenlampe versinnlichen die Wissenschaften des Gefeyerten: Eichenlaub das deutsche Verdienst, Lorbeeren den allgemeinen Ruhm, der Dornzweig unten aber die Mühen und Schmerzen (und auch oft genug den Dank), die den ungebahnten Weg zu einer neuen Wahrheit umranken. Die Unterschrift: *Fecit saxa loqui* — ist ein kleines Meisterstück lapidarischer Kürze.

Möge Hr. Cesar uns recht bald wieder mit einem ähnlichen Kunstwerke erfreuen, möge er rüstig fortschreiten zu dem schönen, ihm nahen Ziele der Kunstvollendung, möge sein Verdienst anerkannt, seine Künstlerkraft würdig benützt werden. Mit diesem dreyfachen Wunsche begrüßen wir den in das Vaterland Heimgekehrten aus voller Seele. Ernst Lemyl.

*) Jahrgang 1840, Nr. 76.

Bemerkungen über den neuesten Zustand der portugiesischen Literatur und Sprache.

(Aufgezeichnet zu Lissabon im July 1. J.)

Die jetzige Literatur von Portugal ist ein treues Ebenbild der Stellung dieses Landes im gegenwärtigen Europa. Sie ist eine zerbrochene Leher, welche dann und wann einen klagenden, melodischen Ton erklingen läßt; er erstirbt, und eine lange Todtenstille tritt wieder ein. Und doch ist, was literarische Composition betrifft, das Portugiesische eine der herrlichsten Sprachen von Europa. Geeignet und fähig der höchsten Ausbildung, ist ihre Vernachlässigung und ihr Verfall nur um so beklagenswerther. Die italienischen Ottave und Terzerime blühen hier so reich wie in ihrem heimischen Boden; das Sonnet erscheint nach meinem Ermessen in diesem

Idiome vollkommener noch als im Italienischen, weil das Portugiesische mit all der Süße des Letztern eine reichere Klangfülle und Majestät verbindet.

So gibt es, um nur Eines Namens zu gedenken, Hunderte von Sonneten des *Vocage*, denen keine andere Literatur Ähnliches entgegenzustellen hat. (?) So von *da Cruz* eine meisterhafte und unübertreffliche Anwendung der *Pindarischen* Oden, die zur Feiher der Großthaten portugiesischer Helden, und andererseits ein kurzleskes Heldengedicht „*Nov*“, welches in Gegenstand und Behandlung mit *Butler's* „*Hudibras*“ und *Voileau's* „*Lutrin*“ kühn wetteifert. Die erotischen Dichtungen *Gonzaga's*, die so voller Lieblichkeit und Zierlichkeit, haben ihm mit Recht den Namen des portugiesischen *Anakreon* erworben. In *J. A. Macedo* haben wir in neuester Zeit, wie 1831, einen gewaltigen und beißenden Satyrendichter gesehen, der so scharf wie *Juvenal*, und zerschmetternd wie *Churchill*.

Die jezige portugiesische Literatur, mit Ausschluß derjenigen der Zeitungen und Zeitschriften, welche letztere bloß alltägliche Nachahmungen unserer Pfenningmagazine, beschränkt sich auf die gelegentliche Übertragung von Erzählungen und Feuilletons aus dem Englischen und Französischen, und die jeweilige Anpassung eines erfolgreichen Pariser Stückes. Unter Anpassung wird hier Scenerie und Decoration verstanden, denn außerdem wird nichts als eine buchstäbliche Übersetzung versucht. Es ist merkwürdig und drollig, die Lobsprüche zu hören, welche diesem wehtheilen Aufwand von Intelligenz gespendet werden. In einem Lande wie Portugal, wo Schriftsteller, wessen Geistes Kind auch immer, seltener als schwarze Schwäne sind, wird die allerarmseligste literarische Leistung natürlicherweise mit einer Art von Veneration angesehen; die Pfiße und Kniffe der Autorschaft kennt man hierlands nicht, und vom Gewerbe der Buchmacherey weiß man noch nichts. Bringt daher irgend ein portugiesisches literarisches Sonntagskind die Übersetzung einer einactigen Posse auf die Bühne, so kann es darauf rechnen, von allen Blättern des Landes mit dem Gruß bewillkommt zu werden, daß sein Stück geschrieben sey „*em lingoagem portugueza corrente e casta*“, d. h. in fließendem und lauterem Portugiesisch. Theaterkritik ist unbekannt, mit Ausnahme jener besoldeten „*Puffe*“, welche die Pest des Dramas und der Literatur überhaupt in allen europäischen Ländern sind.

Eine gelegentliche Besprechung so eines Stückes, von irgend einem Liebhaber in einem Blatte, verräth in der Regel dermaßen den Pumpernickel, daß derley Urtheile gar nicht in Anschlag zu bringen sind. Die Lobhudeley ist, wie man sich denken kann, in diesen Dilettantenurtheilen vorherrschend, ganz wie in den „*Theaternachrichten*“ mancher unserer Tagesblätter, z. B. „*A* war bewundernswerth“, „*B* warbezaubernd“, „*C* spielte hinreißend“ und „*D* übertraf sich selber.“ In diesen portugiesischen Theateranzeigen begegnet einem der Lieblingsausdruck „*parabens*“, d. h. Glückwunsch, oder wörtlich „*gutgemacht*.“ Der Übersetzer (in dem Falle, wenn er so ehrlich gewesen, das Stück nicht als sein Geisteswerk auszugeben) erhält *parabens*, der Schauspieler und vor allen die Schauspielerinn, *parabens*, der Decorationsmaler dergleichen, der Theaterschneider detto, ja sogar *Sonffleur*, *Coulistiers* und *Aufbursche* bekommen das obligate *parabens*. Alles ist *couleur de rose*, mit einem Sudelvinsal aufgetragen.

Eine Vorstellung von dem Zustande, worin sich das eigentliche portugiesische Nationaltheater befindet, läßt sich aus dem Umstande entnehmen, daß das Lissaboner Nationaltheater, welches kürzlich umschlug, durch Ein Hundert seiner *Habitue's*, deren jeder etwa eine *Guinee* unterzeichnete, wieder auf die Beine gebracht wurde,

und daß während der verfloffenen Fastenzeit in sothanem rehabilitirtem Theater jene sogenannten „Mysterien“ aufgeführt worden, welche im Mittelalter gang und gäbe waren. (Also eine Zurückkehr der Bühne zu ihren frühesten Anfängen!) Und doch gebracht es diesem Volke an keiner Eigenschaft des ächt poetischen Geistes. Seiner Sprache sind ungemaine Zierlichkeiten und Reize des Ausdruckes, besonders in Diminutiven, zu eigen. An letztern ist sie ausnehmend reich, und verdient, nach dem Urtheile der bewährtesten Sachkenner, das von Byron dem italienischen Idiom gespendete Lob in viel höherm Grade.

Das Portugiesische eben ist das „süße weiche Bastardlatein.“ Man nehme nur z. B. die Anmuth von Schmeicheldiminutiven, wie: *maridinho* (Gättchen oder Gattlein), *mulhersinha* (Weibchen), *noivinha* (Bräutlein), *hemquista amiguinha* (theure, kleine, liebliche Freundin, eine buchstäbliche Übersetzung dieser beyden Ausdrücke ist unmöglich), *mamasinha* (Mamachen), *boccadinho* (ein kleiner Mundvoll, ein Nippchen), u. s. v. a.

In all diesem athmet eine Zärtlichkeit und ein Abandon, darob unsere nordische Steifheit verwirrt wird.

Das allermerkwürdigste Beyspiel aber von einem Liebfosungs-Diminutiv, das vielleicht irgend eine Sprache aufzuweisen haben dürfte, ist Folgendes, das in Portugal gar nicht selten vernommen wird: „*Entao a saudesinha, como, soi?*“ zu deutsch: „Wie stehts mit Ihrem Gesundheitchen?“

An Ausdrücken ritterlicher Anhänglichkeit an das schöne Geschlecht hat das portugiesische Idiom ebenfalls eine schwelgerische Fülle; und Kraft wie ihre Harmonie derselben ist unnachahmlich. Die allerliebste aller dieser Ausdrucksformen dürfte aber wohl der zärtliche Abschiedsgruß seyn: *adeosinho!* buchstäblich: Lebewohlchen, oder tyrolisirt etwa: *B'hüt' di = Gottchen!* Diesen im Deutschen so drollig und finstlich klingenden Gruß kann man hierlands bejahrte, sonnegebräunte Militärs mit Bärten à la *Don Pedro* einander zurufen hören. Dem zärtlichsten und enthusiastischsten unserer nordischen Liebhaber würde es auch nicht im Schlafe einfallen, den Riß des zarten Füßchens seiner Geliebten zu preisen, wie der nüchternste portugiesische als die „*garganta de pé pequenino d'amor,*“ den „Busen ihres niedlichen Amorfüßchens!“

Ein wahrer Scandal aber ist die portugiesische Orthographie, und Briefe, welche selbst von dem gebildetsten Portugiesen geschrieben worden, sind in der Regel orthographische Curiositäten. Das Wort „*Salat*“ mag als ein Proßchen dieser orthographischen Anarchie gelten. Man findet dasselbe geschrieben „*Sallada,*“ „*Selada,*“ „*Selladda,*“ „*Salladda,*“ „*Cellada,*“ „*Callada,*“ „*Calada,*“ „*Silladda,*“ „*Silada,*“ „*Cilladda*“ u. s. f., kurz auf mehr verschiedenerley Weise, als der geschickteste französische *Maitre de Plaisir* denselben anzumachen im Stande seyn mag.

J. M.

Notizenblatt.

Das allgemeine Wiener polytechnische Journal. Dieses werthvolle, für die gegenwärtigen Zeitinteressen vielfach wichtige Unternehmen beginnt mit dem 1. Jänner 1843 seinen zweyten Jahrgang und wird von dem genannten Tage an unter der Firma der thätigen und umsichtigen Verlags-handlung *Braumüller* und *Seidl* erscheinen. Das vor einigen Tagen ausgegebene Probeblatt deutet den Gang an, den das Unternehmen zu verfolgen verspricht, und läßt auf eben so große

Mannigfaltigkeit als Gebiegenheit des Inhalts schließen; letzteres um so mehr, da die beygefügte Namen der Mitarbeiter die sachverständige Behandlung der Gegenstände verbürgen. Die dem Texte zugegebenen Holzschnitte, zu deren Anfertigung ein rühmlich in diesem Fache bekannter Künstler gewonnen ist, können nicht anders als wesentlich zur Belehrung und Verständigung der Leser beytragen. Unter so günstigen Umständen läßt sich dem verdienstlichen Unternehmen gewiß die allgemeyne Theilnahme des Publicums voraussagen.

33.

Die Löwenfamilie. Der englische Marinelieutenant Mr. Coakfield, der sich einige Jahre hindurch in der brittischen Colonie Free-Town, d. i. an der Westküste von Afrika aufgehalten und das Studium der Botanik aus besonderer Liebhaberey eifrig betrieben hat, machte zu diesem Ende viele und bisweilen ziemlich weite Excursionen nach dem Innern des Landes, namentlich in die Ausläufer der Sierra Leona, welche eine sehr üppige Vegetation und interessante Flora haben. Der „Mirror“ hat uns kürzlich Auszüge aus seinen „afrikanischen Memoiren“ geliefert, welche bis zum März des Jahres 1842 heraufreichen, und viel des Wissenswürdigen und Anziehenden enthalten. „Es war im Jänner 1841 (schreibt er), als ich eines Tages durch eine enge Felsenschlucht wandelte, und in einem anstoßenden Thalfessel eine reichliche Ausbeute zu finden hoffte. Ich war schon beynah bis an den Hintergrund vorgebrungen, als plötzlich aus einer Höhle, die sich unter einem überhangenden Felsen vertiefte, eine Löwin mit wildem Ungehum und Gebrüll auf mich und meinen treuen Sclaven, einen Fuhlahnegger, hervorstürzte und uns Beyde zu zerreißen drohte. Ein Pistolenschuß, der dem Herzen des Ungeheuers vermeint war, traf und lähmte nur dessen linken Vorderfuß, warf aber doch das Thier zu Boden, und verschaffte uns ein paar Minuten Zeit, um an der nahen Felsenwand emporklettern zu können. Wir hatten auch wahrlich die höchste, dringlichste Noth, unser Wischen Leben einigermaßen in Sicherheit zu bringen, denn ehe sich noch die niedergestreckte Löwenmutter von der Erde aufraffte und hinkend auf drey Füßen gegen die steile Felsenwand heran humpelte, war ihr grimmiger Gemahl, der Löwenvater, schon bey der Hand, die Unbill seiner Genossinn und die Gefährdung seiner Jungen mit den furchtbaren Krallen und Zähnen zu rächen. Er kletterte uns nach, aber ohne das Talent einer Gemse zu besitzen; wir brachen ein paar Felsensstücke zum Rollen, und seltsam genug, ehe sie ihn noch berührten, zog er seinen Schweif ein, ward auf einmal scheu und feige und lief seinem Lager zu, wohin ihm auch alsbald die schnurrende Löwin folgte. Wir arbeiteten uns indeß mittelst Ranken und Wurzeln mühevoll von Klippe zu Klippe, von Riff zu Riff, bis wir die Spitze des Felsens erreichten, unter dem das Löwenpaar hauste. „Herr! diese Bestien müssen unser werden,“ sprach Trutchy, der Neger, „leih mir nur Euer Gewehr und ein paar Ladungen; während Ihr Euer Mittagsmahl haltet und etwa im Schatten ein Schläfchen macht, will ich aus Baumzweigen und Ranken eine Strickleiter machen, und in einer Stunde hab' ich die Brut in meiner Gewalt.“ Ich ließ den rüstigen Burschen gewähren, hielt meine Mahlzeit und lehnte mich an eine schattige Dattelpalme, um ein Weilchen der Ruhe zu pflegen. Die Neugierde, wie der wackere Kämpfe seine Kriegsoperation anfangen werde, ließ mich nicht schlafen. Er verfertigte sich im Verlauf einer Stunde eine ziemlich lange und feine Leiter aus Ranken und Zwoeigen, befestigte sie mit dem einen Ende an einer starken Baumwurzel und warf das andere Ende über den vorhangenden Felsen, von dem sie beynah bis zum Thalgrunde hinabreichte. Nun stieg er an der Leiter hinab, bis er etwa nur zwey Klafter über dem Thalgrunde frey in der Luft hing, und zwar gerade vor

dem Lager der Löwen. Die Ungethüme stürzten mit entsetzlicher Wuth hervor, aber mit zwey Schüssen waren Männchen und Weibchen hin gestreckt. Eruthy sprang nach diesem Siege jubelnd von seiner künstlichen Leiter in den Thalgrund, und holte sich die zwey Jungen aus dem Neste, welche erst ein paar Wochen alt seyn mochten. Diese Beute war ihm noch nicht genug, er zog auch den zwey Alten die Haut ab, und belastete sich mit dieser Bürde.“ J. M—r.

Die diebische Elster, welche wir in der Rossin'schen *Gazza ladra* eine so intrigante Rolle spielen sehen, und welche ausgemacht seit Erschaffung der Welt an demjenigen Übel leidet, dem so viele tausend Menschen unterworfen sind, nemlich dem unwiderstehlichen Hange, Alles, was blinkt und glänzt, an sich zu raffen, dieser Diebsvogel, sage ich, wird im „*Mémorial*“ von *Pas-de-Calais* eines neuen Verbrechens, nemlich der Brandlegung, beschuldigt. Am 26. November d. J. (schreibt man aus *St. Omer*) raubte eine Elster, die ein dortiger Einwohner zu seinem Vergnügen hielt, vom Herde eine Holzfohle, welche wenigstens zum Theile noch glühte, und flog damit auf einen Schoppen, in dem sich Stroh befand. Hier ließ sie die Kohle, von der sie wahrscheinlich empfindlich versengt wurde, fallen, und hätte nicht eine Magd, die sie beobachtet hatte, schnell die Blut gedämpft, wäre sie unfehlbar in einen lohen Brand ausgebrochen. 28.

Ein eigenthümliches *Janusbild*. Vor nicht langer Zeit erregte auf den *Boulevards* in *Paris* ein hundertjähriger Greis, seine kleine Enkeltochter auf den Schultern tragend, nicht geringes Aufsehen. Er war zu Fuß aus *Lille* (*Nyssel*) gekommen, um in *Paris* einen Mann aufzusuchen, der bisher sein edelmüthiger Wohlthäter gewesen war. Seit zwey Monden blieb diese Unterstützung aus — denn der Wohlthäter war inzwischen mit Tod abgegangen. Nichts desto weniger erhielt der ehrwürdige Greis von den ersten Erben des seltenen Edelmanns *per eminentiam* nicht bloß die Rückstände ausbezahlt, sondern auch die Zusicherung, daß er sich der genossenen Unterstützung noch bis an sein Lebensende zu erfreuen habe, worauf der neue *Methusalem* mit Freudenthränen in den Augen und unter lauten Segnungen die kleine Enkelinn ohne alle Beyhülfe wieder auf seine Schulter setzte und den Wanderstab nach der entferntesten Heimat ergriff. 9.

„*El Heraldo*“, eine blühende *Madrid*er Zeitschrift, erschien am Namensfeste der jungen Königin *Isabella* in Golddruck und mit den schönsten Emblemen geziert. Dießmal wimmelte das ganze Blatt von lauter artigen Sonetten, welche jedoch viele berühmte Namen vor unser Auge bringen. 28.

Große musikalische Akademie

zum Vortheile des Pensionsinstitutes für Witwen und Waisen der
Tonkünstler.

Die Gesellschaft der Tonkünstler gibt sich die Ehre, einen hohen Adel und das verehrungswürdige Publicum zur musikalischen Akademie im Hoftheater nächst der k. k. Burg, am 22. und 23. December, geziemend einzuladen. An beyden Tagen wird aufgeführt werden: *Haydn's* große Cantate:

„Die Jahreszeiten.“

Das Nähere wird der Anschlagzettel melden.

Gedruckt bey A. Strauß's sel. Witwe & Sommer.